



(Nachdruck verboten.)

Bruder Roderich.

[4] Roman von Carl Ed. Klopfer.

Als ihm die Frau geſtorben, war Strubelski im Glend verkommen; man ſagte, der Schnaps habe ihn umgebracht. — Joſefine Strubelski reiſte früh heran. Von Frau Natalie hatte ſie es täglich zu hören bekommen, daß ſie bei Onkel und Tante nur in Gnaden aufgenommen ſei. Das hatte ſie mit der Zeit verbittert. Aber die Verbitterung war anderer Art, als diejenige Roderichs, zu dem ſie ſich aus begreiflichen Gründen hingezogen fühlte. Während er die Hand biß, die ihn ſchlug, und durch an Kälerei grenzende Wuthausbrüche hinterher oft mehr Strafe verdiente als er erleiden mußte, nahm ſie die härteſten Worte ſtill, ohne eine Miene zu verändern, hin und zog ſich immer mehr auf ſich ſelbſt zurück. Die Leute hielten ſie für ſanft und gebildig, Frau Natalie nannte ſie verſtockt und tückiſch. Welche Meinung jedoch auch die richtige ſein mochte, das Eine mußte ſelbſt die geſtrenge Tante anerkennen: Joſefine entwickelte ſich mit der Zeit zu einem ſehr brauchbaren Mädchen. Sie war die Fröhſte auf und die Späteſte zu Bett, ſie verwaltete das ganze Haus, ſorarte in Salon, Kammer und Küche für beſte Ordnung, war die umſichtiaſte Krankenpflegerin, die akkuratſte Näherin, ſorgte die vorzüglichſte Vertreterin der Hausfrau in allen ihren unangenehmen Aufgaben — und das Alles mit einer wohlthunenden Gerächloſigkeit, einer anſcheinend durch nichts zu erſchütternden Ruhe, ſo daß Jedermann ihre Dienſte als etwas Selbſtverſtändliches hinnahm und ſich von vornherein jedes Dankes dafür entwöhnte. — Roderich hätte, ſowie Gilbert, in Joſefinen nichts anderes als eine ſiets gefällige nützliche Schweſter geſehen, wenn ſie ihm nicht bei allen Gelegenheiten wahrhaft rührende Sympathiebeweiſe gegeben, ihn getröſtet und von manchem thörichtem Streich abgehalten hätte. Mit ſiebzehn Jahren ſetzte er es bei der nunmehr zum zweiten Male Wittwe gewordenen Mutter durch, daß er die Kunſtſchule beſuchen durfte. Da kam er nur dreimal im Jahre auf Ferien nach Straßburg heim. Seine Wildheit wich jezt einer Haltung feſterer Ruhe, aus der er ſelten herauſtrat, dann aber freilich um ſo leiſenſchaftlicher. Joſefine konnte wohl glauben, auch er reiſe vorſeitig aus, ſo wie ſie, und ſo betrachtete ſie ihn ſchon mit achtzehn Jahren als vollkommenen Mann. Ihm ſchmeichelte die Autorität, die die wirklich Erwachene ihm zuerkannte. Jezt warf er ſich zu ihrem Beſchützer auf, in Vergeltung der ſanften Bemutterung, die ſie ihm biſher hatte angedeihen laſſen.

„Laß mich nur machen!“ ſagte er gar oft in jenem großherzigen Renommijentent, der in ſeinen Jahren ſo hüßlich klingt. „Du brauchſt um Deine Zukunft nicht beſorgt zu ſein. Wozu wäre denn ich da?“

„Du? Was willſt Du denn thun?“

„In die Welt ziehen, ein großer, berühmter Künſtler werden, und eines Tages komme ich zurück und Du wirſt meine Frau. Ich heirathe Dich; das iſt ſelbſtverſtändlich.“

„Geh!“ erwiderte ſie ihm dann lächelnd, aber doch immer mit inniger Rührung, „geh, das ſind ja Kindereien!“ —

In den dritten Ferienſommer fiel der böſe Tag, an dem ſich Roderich in Haß und Empörung von der Familie trennte — ein Tag allgemeiner Mißlaune, wie er mitunter wohl in jedem Hauſe vorkommt, an dem das Belangloſe widerwärtig, das Widerwärtige unerträglich wirkt und jedes Wort in Exploſionsſtoff getaucht ſcheint, gleichſam als hätte ſchon im wetteſchmülen Morgengraue ein hölliſcher Geiſt ſeinen unheilbringenden Klud darüber ausgeſprochen. Dummheiten hätte vielleicht ein kühler Beobachter die Faktoren genannt, die den Anstoß zu dem Schritt des jungen Mannes gaben. Roderich hatte am Mittagsmahl mit Mutter und Bruder Reibereien gehabt und ſich grollend auf das Zimmer zurückgezogen, das er während ſeines Ferienaufenthaltes mit dem Stiefbruder theilte. Joſefine folgte

ihm ſpäter dahin, ihn zu tröſten und ſich ſelber tröſten zu laſſen, nachdem die Tante in Ermangelung des älteren Sohnes an ihr die üble Laune gekühlt hatte. Dann kam Gilbert dazu, der ſich immer über die beiden Verbündeten und ihre ihm überlegene Haltung ärgerte. Er war damals dreizehn Jahre alt, ſtecte mitten in der Gymnaſiaſtenweiſheit und verſehlte mit dem eigenthümlichen Talent der Flegeljahre keine Gelegenheit, zu beweiſen, was er eigentlich vergeſſen machen wollte: daß er ein grüner Junge ſei. Er ertheilte der Couſine in großherrlichem Tone einen Befehl, deſſen Ausführung Roderich nicht zuließ, indem er Joſefine von dem arroganten Bürſchchen nicht als Küchenmagd behandelt ſehen wollte. Gilbert ſprach von einem Komplott, von Reſpektwidrigkeiten gegen die Mutter, zu denen ſich die Weiden gegenſeitig aufſteckten, und ſpielte endlich auch auf eine zartere Beziehung zwiſchen ihnen an. Der Anblick des kleinen Tarquinius Superbus hätte an und für ſich etwas höchſt Poſſierliches gehabt; aber in der Lage Roderichs beſiſt man keinen Sinn für derlei Humor. Er fuhr wüthend auf, vergeſſend, daß er es mit einem Knaben zu thun hatte, derbe Worte fielen auf beiden Seiten und ſchließlich legte Roderich Hand an, den Unverſchämten vor die Thür zu ſetzen. Da ſchrie Gilbert, Herr von Hünold ſcheine zu vergeſſen, wer eigentlich Herr und Eigenthümer auf dieſem Boden ſei, wer von den Gnaden des Andern lebe und ſich's nach deſſen Belieben gefallen laſſen müſſe, aus dem Hauſe geworfen zu werden. Die jaſtige Ohrfeige, mit der Roderich replizierte, hätte ihre Konſequenzen wahrſcheinlich auf das Naſenbluten und das Wuthgeheil des Betroffnen beſchränkt, wenn in dieſem kritiſchen Moment nicht — Frau Natalie auf dem Kampfplatze erſchienen wäre. In ihren Augen ſtellte ſich Roderichs That als Verbrechen dar, und in ihrem Munde wurde die knabenhafte Schmähung zum zerſetzenden Gift, als ſie die Behauptung Gilberts beſtätigte: er ſei der Erhalter des Aeltern und habe am Ende auch wirklich das Recht und die Macht, den Andern aus dem Hauſe zu weiſen. Da überkam den maßlos Gekränkten entſchloſſene Ruhe. Er verſicherte, er werde die „Gnade“ des Bruders und die „liebvolle Geduld“ der Mutter keinen Tag länger in Anſpruch nehmen und ſeine eigenen Wege gehen. Natalie nannte ihn einen eitlen Schwächer und verließ mit ihrem Liebſten das Zimmer. Joſefine wollte den Zurückbleibenden beſchwichtigen, aber Roderich war auch von ihrer Seite keinem milden Worte mehr zugänglich. Er ſchob ſie zuletzt zur Thür hinaus und ſchloß ſich ein.

Wenn die Mutter den Troſtkopf auch ſo weit kannte, um zu muthmaßen, daß er ſeinen Entſchluß, das Haus zu verlaſſen, in der That ausführen werde, ſo erwartete ſie doch, daß er von ihr wenigſtens die Mittel zu ſeinem Auszug verlangen werde. Aber ſie wartete vergebens. Am anderen Morgen war Roderich entflohen. Einige Tage darnach vernahm Frau Natalie auf ihre Erkundigungen, daß er nicht, wie ſie angenommen, an die Karlsruher Schule zurückgekehrt ſei, ſondern ſich vermuthlich nach Belgien und Holland gewandt habe. In Straßburg hatte er ſeine Uhr, Pretioſen und Garderobe und einige Mappen mit ſeinen vielverſprechenden Aquarellen und Skizzen verkauft und damit wohl ziemlich weitreichende Mittel gewonnen. Die Mutter ſollte ſich getäuſcht haben, als ſie glaubte, er werde ſich noch ſpäter einmal um Unterſtützung an ſie wenden. Erſt nach zehn Jahren — als ſich bereits die Zeitungen mit dem talentvollen jungen Künſtler beſchäftigten, der auf mehreren Ausſtellungen Medaillen davongetragen hatte — erfuhr man von ſeinem Aufenthalt in London. Von ihm ſelbſt aber kam keine Zeile.

Joſefine hatte ſich damals gekränkt, daß er auch ihr nicht einmal ein kurzes Lebewohl zurückgelaſſen. „Er hat vergeſſen!“ hatte ſie ſich ſpäter geſagt und ſich hinfort bemüht, ein gleiches zu thun. Dann war ſie noch ſtiller und zurückhaltender geworden und hatte allmählich jenes altjüngferliche Weſen angenommen, das das Reſultat von Verbitterung und Entſagung iſt.

Roderich war zehn Jahre lang überzeugt geweſen, daß ihn

kein Band mehr an die Heimath und seine Familie knüpfte — bis er in Bergen den durch den Umweg über London verspäteten Brief des Bruders erhielt, der ihm in wenigen Worten den bevorstehenden Tod der Mutter anzeigte. Eine direkte Aufforderung zur Heimkehr war nicht drangelegt, aber Noderich las eine solche doch zwischen den Zeilen — andernfalls hätte man ihn ja wohl erst nach der Katastrophe verständigt. Ohne sich übrigens viel mit Erwägungen aufzuhalten, hatte er die Drahtantwort gegeben: „Ich komme!“ und war nach Hause geeilt.

Von dem Kutscher, der ihn mit der Equipage an der Bahn erwartete, hatte er erst das Nähere vernommen: wie sich die gnädige Frau eine böse Augenentzündung geholt und daß der Arzt gleich gesagt habe, man müsse sich auf das Ärgste gefaßt machen.

III.

Gilbert und Josefina unterstützten die Kranke mit den Kissen, als sie sich bei Noderichs Eintritt mühsam emporrichtete. Sie sprach lange nichts, ihre Augen hefteten sich starr auf das männlich-schöne, sonngebräunte Gesicht, das sie in dem zwischen den zurückgeschobenen Fenstergardinen hereinfallenden Lichte erst allmählich zu erkennen schien. Dann flog ein konvulsivisches Zittern über ihr Antlitz.

„Noderich!“ ächzte sie.

„Noderich!“ wiederholte sie nach einigen Sekunden, mit einem Lächeln auf den farblosen Lippen, das man schwer hätte deuten können.

Aber der, dem es galt, der kannte dieses Lächeln, der bewahrte es noch aus alten Tagen im Gedächtniß. So hatte die Mutter gelächelt, wenn sie ihn das Ebenbild seines Vaters nannte, wenn sie von dem Knaben die offizielle Gratulation zu ihrem Geburtstag entgegennahm, und wenn sie ihn am Weihnachtsabend seinen Theil an den Geschenken unter dem Tannenbaum zuwies. Zuletzt hatte er es in Begleitung des verachtlichen Adjutants gesehen, mit dem sie seinen Vorsatz, das Haus für immer zu verlassen, beantwortet hatte. Er verstand die Bedeutung dieses Lächelns auch jetzt sofort.

Mit stehend vorgestreckten Armen stürzte er auf sie zu.

„Mutter, das kann doch Dein Gruß nicht sein! Laß mich in dieser Stunde veraeßen, daß man sein Fleisch und Blut wirklich haßen kann! Mutter, Mut-ter . . .!“

Mitten in der Steigung seiner Stimme brach er ab, sein Blick umdunkelte sich, er mußte die Zähne zusammenbeißen, um den zornigen Schrei zu ersticken, mit dem sich plötzlich wieder der Dämon der Rebellion in einer Brust aufbäumte und hervorbredeln wollte. Schwer ausathmend, ließ er die erhobenen Arme sinken.

Gilbert sah ihn entsetzt an, Josefina aber — seine Mutter; es lag ein vernichtender Richterpruch in ihrem Blick.

Frau Natalie sank auf die Polster zurück und schloß die

Augen. Empfund sie in diesem Moment nicht doch etwas von ihrer Schuld?

„Geh!“ murmelte sie endlich kaum vernehmlich. „Du machst mir das Sterben schwer.“

Gilbert beugte sich zu ihr nieder.

„Mein Gott, das — das . . .“ Er rang nach einem Ausdruck und schloß mit einem solchen, der Josefines Lippen ein ironisches Zucken abnötigte: „Das ist ja — schrecklich peinlich!“

Natalie blieb regungslos. Noderich winkte dem Bruder abwehrend zu und wandte sich zum Gehen. Die Erschütterung des ersten rasenden Schmerzes war schon vorbei, eine Regung momentaner Erbitterung verrauchte; nur Behmuth lag in seinem Gedanken: Wäre ich doch zu spät gekommen! Ich hätte alsdann geäußert, ihr verächtliches Wort verjäumt zu haben, es nur aus ihrer letzten Miene zu lesen, und mich trostbedürftig an diese seltsame Täuschung geklammert! . . .

Wieder ergriff ihn ein leichter Schwindel, als er in den sonnigen Salon hinaustrat. Sein Herz hatte in seiner im harten Lebenskampf geschälten Willenskraft schon überwunden, nur die Luft des Krankenzimmers lag noch schwer auf seinen Sinnen. Plötzlich hemmte er seinen Schritt, als er eine schlanke, elfenbein gleich graziose Erscheinung vor sich sah, von der man im ersten Moment schier glauben konnte, daß sie unmittelbar aus der Wand herausgetreten sei.

Er stand in sprachloser Verwunderung. Wer war diese reizende, junge Dame, die sich bewegte, als ob sie hier zu Hause sei?

Sie musterte ihn ebenfalls einige Sekunden, dann trat sie ohne jede Befangenheit auf ihn zu.

„Herr von Hünold, nicht wahr?“ fragte sie mit einer ungewöhnlich klaren Stimme.

Noderich wunderte sich noch mehr. Wie, sie kannte ihn sogar, sie wußte, daß man ihn erwartet hatte?

„Zu dienen, meine Gnädige. Und darf ich mir die Frage erlauben, mit wem ich die Ehre habe?“

Sie sah ihn an, die prächtig gezeichneten Brauen hoch emporgezogen, die wie ihr gekrautes Haar die eigenthümlich pikante Farbe des Rothblonds hatten. Ein anmutig schelmisches Lächeln umspielte ihre leicht aufgeworfenen Lippen und ließ eine Doppelreihe kleiner, spitzer Perlenzähne aufblitzen.

„Ah! Sie errathen wirklich nicht?“

„Wie sollte ich?“

„Sie wissen also gar nicht . . . Aber nein!“ brach sie mit einer neckischen Bewegung ihres geschmeidigen Nackens ab. „Ich finde dieses Inkoognito allerliebste. Jetzt vertheil ich auch: Sie sind wohl eben erst angekommen und haben bis jetzt noch keine Zeit gefunden, sich nach den geänderten Verhältnissen in der Heimath zu erkundigen?“

(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[32] Roman von S. Rosenthal-Bonin.

„Herr Assessor,“ sprach der Konsul englisch, in der Sprache des Matrosen, Runkehn an, auf den Seemann deutend. „das hier ist der Matrose Möllrose, der heute früh zurückgekehrt ist. Er hat,“ fuhr er deutsch fort, „scheint es, mit dem verdienten Lohn sich lustig in Malta gemacht, denn soeben ist er bei mir aufgetaucht, arm wie eine Kirchenmaus und mit einem entsetzlichen moralischen Katzenjammer, und will keine Depesche, überhaupt keine Aufforderung, sich hier einzustellen, erhalten haben.“

„Sie sollen einen Mann wiedererkennen, mit dem Sie einst Geschäfte hatten,“ begann er zu dem Matrosen, „und Ihre Aussage ist von Wichtigkeit, ich möchte Sie deshalb bitten, Ihren Kopf und Ihr Auge klar zu halten. Sie werden mich verstehen?“

Der Matrose lächelte mit einem Munde, der von einem Ohr zum andern sich zu verziehen schien. „Wenn es nicht gar zu lange dauert, Mister, glaube ich's halten zu können,“ antwortete er.

„Vielleicht kann das gleich jetzt, in zwei Minuten, beendet werden,“ äußerte Herr Runkehn, winkte dem Matrosen und begab sich schnell mit dem Mann in das Gerichtsgebäude zurück. Hier erkundigte er sich eilig, ob der Kapitän Hoorn schon zum Kastell zurückgekehrt sei und einige der Herren vom Kollegium noch anwesend wären. Die Herren waren noch da, der Kapitän schon auf dem Wege zum Kastell und jetzt jedenfalls auf dem

Wasser. Darauf setzte Herr Runkehn den Herren auseinander, was er mit dem Matrosen beabsichtigte, und bat sie, ob sie ihm nicht den Dienst leisten würden, ihn mit jenem Manne vorerst zum Hospital begleiten zu wollen. Die Herren waren gerne zu dieser Hilfeleistung in der interessanten Prozesssache bereit, und nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen vor dem Hospital.

Die fünf Männer — der Konsul hatte sich ihnen angeschlossen — betraten jetzt das Zimmer, wo Holle lag. Er glich einem Schatten, sein Gesicht war wächsern bleich und nur in den dunklen Augen schien, wenn er sie ab und zu aufschlug, noch ein düsterer Funke von Leben zu glimmen.

Der Assessor sprach mit dem Wärter und winkte dann dem Matrosen, nahe an das Bett zu treten, und forderte ihn auf, diesen Mann da zu betrachten. Der Matrose blickte den Kranken lange scharf an.

„Erkennen Sie diesen Menschen wieder?“ fragte darauf flüsternd Herr Runkehn.

„Nein. Ich denke ihn nie gesehen zu haben,“ gab der Matrose zur Antwort.

„Rält Ihnen auch nichts ein, wenn Sie an den Lohengrin, jenes Schiff in New-York, sich erinnern, auf welchem sie gehuert waren und keinen Dienst zu thun brauchten?“ kam Herr Runkehn dem Gedächtniß des Matrosen zu Hilfe.

„Auch dann nicht, Herr. Ich katalutire, daß ich diesen Mann noch nie in meinem Leben zu Gesicht bekommen habe.“

Herr Runkehn schüttelte den Kopf und die Zeugen machten gleichfalls bedenkliche Gesichter. Wenn sich das bei dem Kapitän Hoorn wiederholte, so dachten sie ohne Zweifel, dürfte es um den

Großen
und de
aufsie
fahren
dieses
Runkel
gnigen
und m
deckten
G
Gonde
einer
Schein
alten
heiterj
der S
uns a
W
Kastell
Augen
T
seiner
platz
wolle.
schreite
G
italien
auf d
holzfäc
F
ich jet
mir da
F
mein
Verhät
dieser
ehre m
beim t
schwöre
tieffte
von de
fall fü
eingeh
Water
Sie d
F
einem
wäre;
„Mein
zu köm
treten
machen
einigen
gar ni
thums
grin —
hat di
wird,
mein
Mittlä
Fall,
Ihnen
ein der
geblich
sagen,
im ge
Entgeg
nen, d
leideni
Sie w
der de
sich mi

Großen Prozeß Tribonius contra Hoorn ziemlich ungünstig stehen und der kleine deutsche Jurist einen schwierigen Stand haben. „Würden die Herren ihrer Liebeshwürdigkeit die Krone aufsetzen und mit mir und diesem Mann noch zum Kastell hinausfahren? Die Herren wissen ja, wie viel von der Rekognition dieses wichtigen Zeugen abhängt!“ wandte sich der Herr Professor Runkehn an seine Begleiter. Die Italiener erklärten sich mit Vergnügen bereit, dem deutschen Kollegen diesen Dienst zu leisten, und man begab sich nach dem Hafen und ließ sich in einem verdeckten Boot zum Kastell übersetzen.

Es war schon Nachmittag, die Sonne stand schräg und die Gondel der Herren schwebte über dem Wasser, umstrahlt von einer Fluth tiefgoldigen Lichtes, der der gleichfalls von dem Schein des feurigen Goldes überhauchten Felsjunge, mit dem alten Gemäuer darauf, zu. Eine seltsame Ruhe des wärmsten, heitersten Lebens ruhte auf diesem Stück Erde, das doch so viel der Sorge, der Angst, des Bananens und Befürchtens nur bei den uns aus dieser Erzählung bekannten Personen trug.

Wir lassen die Gondel in dem zauberhaften Schimmer dem Kastell zuziehen und müssen unsere Aufmerksamkeit für einige Augenblicke der Tochter des Kapitäns zuwenden.

Diese hatte Fritz mit einer Unterredung gebeten, im Falle seiner Zusage ihm vorge schlagen, den Hafenuai als Rendezvousplatz anzunehmen, wo sie ihn um drei Uhr Nachmittags treffen wolle. Wir sehen jetzt den jungen Steuermann dem Hafen zuschreiten.

Gilda war schon dort, ganz in Schwarz gekleidet und nach italienischer Sitte einen schwarzen Schleier anstatt des Hutes auf dem Kopf; sie bewegte in der Hand unruhvoll den Ebenholzstäbchen.

Fritz trat grüßend auf sie zu. „Herr Tribonius, werden Sie mir schwören, von dem, was ich jetzt Ihnen sage, keinen Gebrauch zu machen? Wollen Sie mir das auf Ihr Kavalierswort versichern?“

Achtzehntes Kapitel.

Fritz ward durch diese Anfrage etwas betroffen. „Sie wissen, mein Fräulein,“ sprach er, „in welchem außerordentlich peinlichen Verhältnis ich zu Ihrem Vater stehe. Ich bin ja nicht allein in dieser Sache engagirt; mit seinem Vermögen, mit seiner Juristenehre mein Freund Runkehn fast mehr als ich. Ich kann demnach beim besten Willen, Ihnen zu dienen, Fräulein, nicht etwas beschwören, was möglicherweise die Interessen meines Freundes aufs tiefste schädigt.“

„Nun, so vertraue ich Ihrer Mannesehre so viel, daß Sie von dem, was ich Ihnen jetzt sagen muß, nur im äußersten Zwangsfalle für Sie Gebrauch machen werden. Also: würden Sie darauf eingehen, von jeder Verfolgung, von jeder Klage gegen meinen Vater abzustehen, wenn er Ihnen das baar erlegen würde, was Sie durch das Verschwinden des Lohengrin eingebüßt?“

„Ich würde das sofort thun mit wahrhafter Freude, mit einem Gefühl der unenlichen Erleichterung, falls das möglich wäre; es ist aber leider unmöglich,“ antwortete Fritz. „Mein Freund hat, um überhaupt in dieser Angelegenheit wirken zu können, als Vertreter der deutschen Kriminalbehörde hier aufzutreten und die Sache beim hiesigen Staatsanwalt anhängig machen müssen, und wenn wir jetzt auch erklärten, uns plötzlich einigen zu wollen — und das berührt den eigentlichen Prozeß gar nicht, denn dieser hat nur die Wiedererstattung des Eigentums zur Folge, sein Kern ist das Verfahren mit dem Lohengrin — das übrige fällt sozusagen nur aus ihm heraus — so hat dies auf den Prozeß, der jetzt gegen Ihren Vater geführt wird, gar keinen Einfluß. Also, mein Fräulein, nicht wir, nicht mein Freund und ich sind Kläger — wir sind nur gezwungene Mitkläger — sondern der hiesige Staatsanwalt betreibt diesen Fall, und dagegen kann keine Macht der Welt jetzt auf die von Ihnen gedachte Weise eingreifen.“

„So ist auch die Hoffnung auf eine solche Wendung, auf ein derartiges Arrangement in diesem unglückseligen Handel vergeblich?“ rief Gilda, aus tiefster Brust seufzend, aus.

„Leider ja, mein Fräulein. Wie glücklich wäre ich, könnte ich sagen, wir wollen diese peinvolle Angelegenheit nur unter uns, im gegenseitigen Uebereinkommen erledigen, an jedem möglichen Entgegenkommen meinerseits dürften Sie nicht zweifeln.“

„Nein, das werde ich auch nicht,“ sprach Gilda unter Thränen, darauf reichte sie Fritz Tribonius die Hand, drückte diese leidenschaftlich erregt und rief mit seltsamem Ausdruck: „Leben Sie wohl, leben Sie wohl!“ Dann riß sie fast ihre Hand aus der des jungen Mannes, der sie zu halten suchte, und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Fritz blickte ihr betroffen nach. „Was hat sie vor?“ murmelte er; „das arme Mädchen schien mir in Verzweiflung. Wenn ich ihr nur helfen könnte! Weshalb jagte sie mir so sonderbar Lebewohl?“ Und in tiefes Sinnen versunken, den Kopf von keineswegs heiteren Vorstellungen erfüllt und allerlei Pläne machend, wanderte er langsam in seine Wohnung zurück.

Während diese Szene an dem Hafenuai stattfand, waren die Herren an dem Vorgebirge angelangt und stiegen die Fels-treppe zu dem Kastell hinauf.

Herr Runkehn hatte mit dem Schließer eine Unterredung, die Herren betraten den Gang, der Wächter öffnete die Thür und ließ die fünf Männer in die Zelle des Kapitäns ein.

Der Kapitän stand in der Mitte des Zimmers, rauchend wie gewöhnlich, und blickte argwöhnisch und gespannt den Eintretenden entgegen.

Herr Runkehn schritt auf ihn zu. „Herr Kapitän,“ sprach er, „kennen Sie diesen Mann?“ Er gab dem Matrosen einen Wink und dieser sonderte sich von den übrigen Herren ab.

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Hoorn. „Matrose Möllrose, wer ist dieser Mann, der hier vor Ihnen steht?“ fragte jetzt Runkehn.

Der Matrose schaute den Kapitän lange an. „Er ist mir unbekannt,“ ließ er hören.

„Ich bitte den Kapitän Hoorn, gefälligst seine Brille abnehmen zu wollen,“ wandte sich der kleine Professor an diesen.

„Das habe ich nicht nöthig und werde ich nicht thun,“ entgegnete Kapitän Hoorn.

In diesem Moment nahm mit einem geschickten Griff einer der Gerichtsbeamten, welcher Herrn Runkehn als Zeugen hierher begleitet und der sich leise hinter den Kapitän begeben hatte, diesem die Mütze und Brille ab.

„Das ist Kapitän Steen vom Lohengrin!“ rief jetzt der Matrose. „Er hat sich sehr verändert, ich kenne ihn an seinen Kohlenaugen und an der Narbe über dem einen Auge, sie sieht wie ein Gänsefuß aus. Er ist weiß geworden in den zwei Jahren, daß ich ihn nicht gesehen habe, aber er ist es unzweifelhaft!“

„Der Mann lügt!“ stieß darauf der Kapitän dumpf hervor. „Er irrt sich oder ist gekauft, so auszusagen!“ schrie er, dann setzte er sich auf sein Bett und schaute scheinbar theilnahmslos und stumpf vor sich nieder und schien keinerlei Notiz von den Anwesenden zu nehmen und auch nicht davon, als sie sich jetzt entfernten.

„Er ist es!“ riefen alle die Männer, als die Zellentür sich hinter ihnen geschlossen hatte, aus einem Munde. „Es ist kein Zweifel, er ist der Gesuchte. Sie haben gewonnen Spiel, Herr Professor!“

„Darf ich bitten, in dem Wartezimmer gleich ein Protokoll über diesen bedeutungsvollen Vorfall aufzunehmen?“ fragte der kleine Professor.

Die Herren stimmten zu. Man begab sich in das Zimmer und setzte das Protokoll auf, welches die Herren als Zeugen unterzeichneten.

Dann kehrten die Beamten, der kleine Professor triumphirend im Herzen, als hätte er eine große Schlacht gewonnen, und das Protokoll fast zärtlich an sich gedrückt haltend, über das Wasser in die Stadt zurück.



Man war jetzt einen großen Schritt in dem Lohengrin-prozeße vorwärts gekommen. Es stand fest, d. h. der verischollene Jan Steen, der Kapitän des spurlos verschwundenen Schiffes, den Namen Hoorn angenommen. Die Uebereinstimmung der Berionen wurde noch erhärtet durch Handschriftenvergleichung. Man nahm das Dienstbuch des Matrosen Möllrose, in welchem der Kapitän Jan Steen die Anwerbung des Matrosen unterzeichnet hatte, und hielt dies anderen Schriftstücken des Kapitäns, die man vom Neptun beschlagnahmt, gegenüber, und es stellte sich zur Evidenz heraus, daß die Handschrift die gleiche war. Die Namensänderung des Mannes, der plötzliche Besitz großer Summen des vorher notorisch armen Mannes, — denn durch Nachforschungen in Genua hatte Herr Runkehn festgestellt, daß drei Monate nach Verschwinden des Lohengrin dieser Kapitän Hoorn bei der Bank in Genua ein Conto von dreimalhunderttausend Lire hatte, welches glückliche Börsenspekulationen in einem Jahre vervierfachten — das Verhältnis zu seinem ehemaligen Steuermann Holle, die Aussagen Thereiens über diesen, all das ließ als unwiderleglich erscheinen, daß der Kapitän Hoorn unzweifelhaft Jan Steen vom Lohengrin sei und daß dieser Mann auf schlaue Weise das Schiff geraubt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
 urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X189501051-18/fragment/page=0007
 DFG

Allerlei.

Eine moderne Ariadne. Aus Amerika. Als Theseus Ariadne schöne verlassen hatte, da meinte sie bitterlich; denn er hatte sie nicht nur um ihre Liebe betrogen, sondern auch ihren Stricktrumpfknäuel gänzlich verdirrt und obendrein noch ihres Vaters wohlgenährtes Kindvieh erschlagen. Ein Gott kam, sie zu trösten. In Chicago sitzt jetzt auch eine verlassene Ariadne, den tröstenden Gott aber fand sie in sich selbst, in ihrem amerikanischen Humor. Eine Deutsche würde im gleichen Falle zwei Claviere und ungezählte Nerven ihrem „Gebet einer Jungfrau“ geopfert haben, eine Italienerin ließe rachebrennend mit einem Dolche durch die Straßen der Stadt und lauerte an den düstersten Ecken, eine Französin hätte sich schnell einen anderen Theseus genommen, die Landsmännin Max Twains aber läßt folgende Anzeige in die Zeitung rücken:

Gestohlen oder verlaufen ein Individuum, das zu heirathen ich dumm genug war, als ich mich eines Tages außergewöhnlich einsam fühlte und so faul war, mich nach einem Anderen umzusehen. Er schaut wie ein anständiger Kerl aus, doch ist er sehr charakterstark; dessenungeachtet ist er klug genug, immer heimzukommen, wenn es regnet, es sei denn, ein hübsches Mädchen leih ihm seinen Regenschirm. Er hört auf den Namen Tom. Das letzte Mal sah ich ihn mit Julia Harris herumlaufen, und er sah gerade so nützlich aus, wie immer. Wer immer den armen Teufel greift und ihn mir zurückstellt, sodas ich ihm seine fahrende Laune und seine Neigung zu Liebesabenteuern gründlich austreiben kann, ist hiermit freundlich eingeladen, mit mir eine Tasse Thee zu trinken.
Henrietta A. Smith.

Wir bedauern lebhaft, nicht in Chicago zu sein, um den ungezweuten Tom unter einem fremden Regenschirm hervorholen zu können. Es wäre zu reizend — ein reich gedekter Theetisch, Henrietta Smith mit der Ruthe in der Hand und in Hintergründe der zitternde Tom mit dem geliebten Regenschirm, den Julia Harris für mich zurückverlangt. Uebrigens, wenn es lange in Chicago nicht regnet, ist es nicht abzugehen, wann die Theepartie stattfindet.

Von „Bellachini und seinen Attaschees“ erzählt ein Mitarbeiter der „Verkehrsztg.“ folgende selbsterlebte Geschichte. „Können Sie heute Abend einen Gang für mich besorgen?“ fragte ich eines Nachmittags Anton, den Hausdiener des Berliner Hotels, in dem ich gewöhnlich abzustiegen pflegte und in dem auch Bellachini sein Quartier aufgeschlagen hatte. „Bedauere,“ war die von einer sehr stolzen Miene begleitete Antwort, „ich arbeite heute mit den Herrn Professor.“ „Wie das?“ „Ja, der wern Sie ja sehn! Ich und Frise, wat mein Freund is, wir sind nämlich von's Hotel aus Bellachini in attackirt, na und da find wir doch allemal diejenigen, welche! Ich fragte den guten Mann weiter, wie dieses „Attachement“ aufzufassen sei, erhielt aber immer nur die Antwort: „Ja, der wern Sie ja sehn!“ Natürlich wurde meine Neugierde dadurch nicht wenig aufgeschwächt, und ich beschloß deshalb, der Zaubervorstellung beizuwohnen. Ich fand mich zur rechten Zeit ein und bemerkte denn auch sofort vorn im Parterre meinen Hausknecht und zwar in elegantester Toilette. Aha, dachte ich, er wird nachher auf das Podium treten und dem medaillengeschmückten Meister helfen. Aber es kam anders. Mehrere Experimente gingen vorüber, ohne daß mein Mann in Thätigkeit getreten wäre, bis endlich eine im Programm besonders hervorgehobene Glanznummer meine Ungebuld in glänzendster Weise befriedigte. Mit einer seiner graziossten Handbewegungen legte Bellachini auf den Wundertisch einen kleinen Käfig mit einem Täubchen, bedeckte beide mit einem Tuche, schwang seinen Zauberkorb und — Sokratesförmig: fort war der Käfig mit seinem girrenden Bewohner. „Ah!“ staunte das Publikum, dem Bellachini nun mit seinem unwiderstehlichen Lächeln mit folgender Ansprache sich zuwandte: „Meine Damen und Herren! Wie Sie sehen, ist die Taube, meinem Zauberkorb gehorchend, durch den Aether davongeflogen. Aber seien Sie unbesorgt, Professor Bellachini, der vor die gekrönten Häupter Europas brillirt hat, wird sie wiederfinden. Einer von den anwesenden Herren hat das Thierchen in seiner Tasche. Ich brauche nur hineinzugreifen, und meine kleine Schülerin flattert wieder auf die Hand ihres Meisters. Mit diesen Worten verließ der Künstler das Podium, schritt mit siegesgewisser Miene auf unsern Freund Anton zu und erluchte ihn in verbindlichster Weise, seinen Korb zu öffnen. Aber der brave Hausknecht schien auf diese Aufforderung ganz und gar nicht vorbereitet zu sein und markirte die Verlegenheit mit solcher Echtheit, daß ich seiner schauvielerischen Begabung meine Bewunderung nicht verjagen konnte. Auch Bellachini war zusehends hoch erfreut über die Tüchtigkeit seines „Attaschirtens“ und suchte die Wirkung noch durch folgende Veräntigungssätze zu erhöhen: „Ah; es ist Sie schenant, mein Herr, aber fürchten Sie nichts, Sie können ja nichts davor, daß gerade Ihre Tasche eine so große Attraktion auf der Taube ausgeübt hat.“ Damit griff er kühn unter den nur mit Widerstreben geöffneten Korb. Entsetzt starrte Anton den Meister an, bis seine Lippen sich endlich aufthaten, um folgenden in ziemlich vernehmbarern Flüsterton gesprochenen Warnungsruf hervorzurufen zu lassen: „Aber, Herr Professor, ich habe ja der Karnickel — die Taube ist ja drüben bei Frisen!“ Ich wußte nun, weshalb Anton den Verlegenen so überzeugend echt gemimt hatte. Für den großen Zauberer aber war das Warnungssignal leider zu spät gekommen. Unzweifelhaft sicher, wie er seiner Sache war, hatte er energisch zuge-

griffen, und hielt jetzt zu nicht geringer Bewunderung des Publikums ein eifrig zappelndes Kaninchen in die Höhe. Eine Katastrophe schien unvorhersehbar. Aber der berühmte Taufendfüßler war gefast. „Meine Damen und Herren“, ließ er sich mit dem „unentwegten“ Lächeln, das je ein Meister der Selbstbeherrschung, ein Diplomat von Gottes Gnaden, aufgelegt hat, vernehmen, „dieser Herr kann noch mehr wie ich: er hat die Taube in ein Kaninchen verwandelt: ich muß mich mit ihm assoziiren.“ Ein schallendes Gelächter beantwortete diese geistvolle Wendung. Der Name „Bellachini“ war gerettet. Die durch den Aether davon geflogene Taube aber beließ der weise Herr Professor an diesem Abend doch in der Brusttasche des Herrn Fris, seines andern „Attaschirtens“.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Brochüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Eigenthum.** Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Eigentums“ nennt sich eine Schrift, welche die Anlage erhebt, das preussische Ministerium des Innern habe einen weittragenden sozialpolitischen Vorschlag, den Scherl als sein geistiges Eigentum ansieht, verstimmt und dann in ungerechtfertigter Weise sich angeeignet. Der Scherl'sche Vorschlag ging dahin, daß die Sparkasten des Sparen Belegenheiten geben sollten, allwöchentlich einen bestimmten Betrag (50 g 1 M., 2 M. oder 4 M.) an einen zu ihnen entsandten Boten gegen Aushändigung von Sparmarken zu zahlen; am Jahres-schluss sollte die gesammte Jahresersparnis auf ein gewöhnliches Spar-sassenbuch überschrieben und von da ab einfach als Einlage behandelt werden; sämtliche Zinsen, welche von den im Laufe des Jahres derart eingezahlten Geldern bei allen Sparkasten aufkämen, sollten zusammengeworfen und in Gestalt verschiedner hoher Gewinne an die Sparer als Prämien verlost werden. Diese Anlegung fand in wissenschaftlichen wie in geschäftlichen Kreisen günstige Aufnahme und Scherl arbeitete sie weiter dahin aus, daß er auf seine Kosten eine Vermittlungsanstalt in's Leben rufen wollte, die mit einem tausend-köpfigen Beamtenheere das Abholen der Sparbeträge besorgen und sie an die bestehenden Sparkasten einzahlen sollte. Daneben war der Ausschuss des Deutschen Sparkasten-Verbandes als „Ehrenkomité“ zur Ausführung der Prämienverloosung in Aussicht genommen. Um die zu der Verloosung erforderliche Genehmigung zu erlangen, reichte Scherl seinen Plan im Jahre 1891 dem Ministerium des Innern ein und wurde im April 1894 beschieden, daß den Vorschlägen weitere Folge nicht gegeben werden könne, solange damit ein Lotterien-Unternehmen verbunden sei. Später hat der Minister des Innern durch Rundschreiben vom 4. August 1894 den Sparkasten der Scherl'schen Plan mit den Scherl'schen Zahlen, aber mit Ausschluß der Prämienverloosung, empfehlen lassen, ohne den Namen des Urhebers zu nennen. Wenn auch dieses Verfahren als geschickt und geschmackvoll nicht gelobt werden kann, so scheint doch ein böser Wille des Ministeriums vollkommen ausgeschlossen. Man hat nur fördern wollen, was man als den gesunden Kern der Vorrichtung ansah, ledig-lich in der Absicht, unser öffentliches Sparwesen zu heben und zu verbessern. Auch war man hierzu insoweit berechtigt, als Scherl seinen Vorschlag für einen unheilbaren erklärt, dem durch Ausscheidung der Prämienverloosung der Geist ausgetrieben sei. Andererseits ist die Erregung Scherl's durchaus begreiflich, der, ermuntert durch herorra-gende Männer wie Adolf Wagner auf sein Geisteserzeugnis eine große Arbeitsmenge verwandt, dann Jahre lang auf eine günstige Entscheidung gehofft hat und schließlich einen Bescheid erhält, der für ihn jede Aussicht auf einen Erfolg in unabsehbarer Ferne rückt. Was die Ausscheidung der Prämienverloosung angeht, so wird man hierin dem Ministerium nicht unrecht geben können. Entsprechen die Vorschläge einem volkswirtschaftlichen Bedürfnisse, dann werden sie auch ohne den Saug-Apparat der Prämienverloosung sich durcharbeiten und jedenfalls zu geandrerer Entwicklung gelangen als bei künstlicher Treiberei. Es waren aber weder Jahre erforderlich, um hierüber klar zu werden, noch brauchte das Ministerium sein Verfahren in ein un-günstiges Licht zu rücken.

Auflösung der Räthsel

aus der letzten Nummer der „Sächsischen Lesehalle“.

Lösung des Weihnachts-Königszugs:

Wunderbarer Weihnachtsfrieden,
 Aller Christenheit beschieden!
 Strahle mild in jedes Herz!
 Scheu dich der Sorgen düstre Schatten;
 Tröste die Verzweiflungsmann,
 Zieh die Seelen himmelswärts.

Lösung des Anagramms:

Medaillon, n für e (Land), Marcoline.

Lösung des Kapselräthsel: Stille Nacht, heilige Nacht.

Lösung des Bilderräthsel: Eintracht hat große Macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebensleben. — Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.